Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 131. Bromberg, den 6. Juli 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

(Schluß.) —— (Nachdruck verboten.)

Als Christine heute bei der Mutter saß, konnte sie ihre Glückseligkeit kaum verbergen. Sie war noch liebevoller als sonst und hielt die welke kranke Hand zärtlich in der ihren. Die Augen der Mutter beobachteten sie unausgesetzt. Sie sah die Veränderung in dem jungen Gesicht, und es brannte ihr auf der Zunge, nach dem Grunde zu fragen. Es mußte etwas Großes im Leben der Tochter geschehen sein, das fühlte und erkannte sie. Und dann sagte sie: „Mein gutes Kind, ich weiß nicht, wie ich dir alles danken soll, was du mir Liebes erweisest. Wenn der liebe Gott mir meine große Sünde verzeihen kann, so wird er auch meine Gebete erhören, die für dein Glück bitten."

Christine war tief errötet, und den Arm um die Mutter legend, sagte sie: „Der liebe Gott verzeiht allen reuigen Sündern, Mutter, und er hat auch dir deine Sünde verziehen."

„Also hat er auch meine Gebete für dein Glück erhört?" flüsterte mit matter Stimme die kranke Frau.

„Ja, Mutter. Aber nun wollen wir nicht mehr sprechen. Es strengt dich an. Versuche zu ruhen, und morgen bin ich wieder zum Mittagessen bei dir. Wir wollen dann recht froh zusammen sein, daß wir beieinander sein dürfen."

Da setzte sich die Kranke noch einmal aufrecht in ihrem Stuhl und ergriff zaghaft Christinens Hand:

„Sag, Kind, du meinst, der liebe Gott hat mir alles verziehen, was ich so Schweres gesündigt habe?"

„Ja, Mutter."

„Und — und du — kannst auch du mir wohl verzeihen, alles verzeihen, was ich durch meine Tat Schweres in dein unschuldiges Leben getragen habe?" Flehend hingen die Augen der Frau an dem jungen Gesicht.

Rasch beugte sich Christine über die Mutter, damit diese nicht ihre aufsteigenden Tränen sehen sollte, und küßte sie: „Arme Mutter, wie sollte ich mir anmaßen, nicht zu vergeben, wenn ein Höherer es getan? Alles ist doch in meinem Leben so gut geworden, daß ich sogar dich noch finden und so schöne, friedvolle Tage hier mit dir verleben darf."

„Ich danke dir, mein Kind, für diese guten Worte. Nun ist ja alles gut. Und mit einer plötzlichen Bewegung zog sie Christinens Kopf zu sich herab und küßte sie. Dann sank sie wie ermattet in ihren Sessel zurück und flüsterte: „Schlafen. — Morgen wieder, Kind."

Christine ging leise aus dem Zimmer zur Pflegerin: „Ich muß heute noch nach Hamburg, bin aber morgen vormittag wieder im Gasthaus, falls ich etwa eher hier nötig sein sollte. Sonst erwarten Sie mich zum Mittagessen."

Noch einmal spähte sie vorsichtig zur Tür hinein nach der Kranken und sah, daß diese ruhig schlief.

Das berauschende, jubelnde Glücksgefühl war verflogen, und eine Beklommenheit lastete dafür auf ihr. Bis sie mit dem Geliebten im Zuge saß. Da fiel alle Sorge und Angst von ihr ab, und sie kostete wie eine Verdurstende diese Augenblicke des Glücks.

Es dunkelte bereits, als sie sich der Villa an der Alster näherten. Doch Werner bemerkte sogleich, daß in des Vaters Stube Licht war, und sah auch, wie der Vater jetzt das Fenster öffnend sich weit hinausbog, als erwarte er jemanden.

„Das gilt uns, Liebste!" flüsterte Werner, einen Augenblick verharrend, bis der Schatten des alten Herrn wieder hinter den Gardinen in ständiger Bewegung sichtbar ward.

Nun faßte er die Geliebte an der Hand, und mit schnellen Schritten gingen sie auf das Haus zu.

Das Hausmädchen führte sie sogleich nach oben in die Stube des Herrn, der dies so bestimmt hatte, wie sie sagte.

Es war nicht das erstemal, daß Christine das Haus betrat, denn Krüß hatte sie öfters nach der Wohnung kommen lassen, um dort mit ihr zu arbeiten. Sie kannte diese schöne, in dunklem Holz gehaltene Diele mit der breiten Freitreppe noch so gut, daß sie beim Eintreten fast ein Gefühl des Daheimseins empfand. Und doch stieg sie mit bleiernen Gliedern die Treppe empor, als solle ihr dort oben wiederum ihr eben gewonnenes Glück entrissen werden.

Werner bemerkte ihre Angst und zog sie vor der Türe noch einmal rasch in seine Arme. Dann drückte er auf die Klinke, und sie standen im nächsten Augenblick auch schon mitten in dem hellerleuchteten Raum.

Aus einem Klubsessel erhob sich hastig ein Herr mit schneeweißen Haaren und trat mit ausgestreckten Händen auf beide zu. Christine hatte Mühe, in diesem Greise ihren einstigen Chef wiederzuerkennen.

„Susi hat mir alles erzählt, liebe Kinder," sagte er mit vor Bewegung rauher Stimme. „Verzeiht eurem alten Vater, daß er in menschlichem Irren euch um so viele Jahre Glückes betrogen hat."

Werner kannte bis jetzt nicht den ganzen Zusammenhang, wie die Geliebte damals doch eigentlich durch seinen Vater zu dieser eiligen Flucht veranlaßt worden war. Sie merkte dies an seinem etwas betroffenen Gesicht bei des Vaters Worten, und da sie mit raschem Blick erkannt hatte, daß Krüß so ganz anderen Sinnes geworden war, wollte sie schnell das Wort ergreifen, um den Vater an weiteren Bekenntnissen zu verhindern.

Doch trat aus dem Nebenzimmer auch schon Werners Mutter ein. Mit einem einzigen langen Blick hatte sie Christine betrachtet und zog sie dann liebevoll in die Arme: „Sei mir von Herzen willkommen und mache unsern Werner glücklich, meine Tochter", sagte sie in so inniger Weise, daß Christinens Herz ihr sogleich warm entgegenschlug. Dabei bemerkte sie noch, wie Werner dem Vater fest die Hand drückte und die Augen des alten Krüß darüber freudig aufleuchteten. Und doch trat gleich darauf wieder dieser müde, abgespannte Ausdruck in sein Gesicht, der ihr sofort aufgefallen war, als sie ihn jetzt wiedergesehen und erkannt hatte. Ob er wohl krank war?

Sie fand an diesem Abend nicht die Ruhe, um darüber klar zu werden, denn alle wollten jetzt von ihr hören, wie es ihr in Kanada ergangen, und es war des Staunens kein Ende über ihr Erleben und Ergehen, seit sie Hamburg verlassen.

Werner und die Mutter lauschten ihren Erzählungen mit lebhaftem Interesse und großer Bewunderung, während der Vater immer stiller wurde und ein grüblerischer Zug in sein Gesicht trat.

„Kannst du denn da so ohne weiteres dieses große Feld deiner Tätigkeit im Stiche lassen?" fragte er sie jetzt mit gespannter Miene.

Da lächelte Christine, und mit einer Sicherheit, als sei das immer so gewesen, nannte sie ihn jetzt, wie er gewünscht:

„Nein, Vater, das kann ich natürlich nicht, denn das wäre im höchsten Grade pflichtvergessen von mir. Ich muß so bald wie möglich sogar wieder in mein Geschäft zurück."

Doch er war darüber nicht etwa ungehalten, sondern stimmte ihr fast lebhaft bei, was Frau Krüß den Ausruf entlockte:

„Aber, Friedrich, wie kannst du sie denn darin noch unterstützen? Werner will doch nun endlich seine Frau auch hier haben und sie gewiß nicht noch einmal so weit fortlassen, nicht wahr, Junge?"

Doch ausweichend klang seine Antwort: „Darüber können wir ja noch immer sprechen. Heute wollen wir uns des Wiedersehens freuen und uns nicht mit solchen Fragen quälen."

„Recht hast du, Werner", rief Krüß in immer besserer Laune. „Und nun wollen wir auch mal das Brautpaar hoch leben lassen, Mutterchen."

Frau Krüß beobachtete mit Erstaunen diese Veränderung bei dem in den letzten Jahren immer mürrischen, wortkargen Gatten. Sollte ihn diese Lösung in des Sohnes Leben derart befriedigen, daß er wieder ganz auflebte? „Wie schön wäre das!" dachte sie dankbaren Herzens. Aber hätte sie einen Blick in das Herz des Gatten tun und dadurch erkennen können, wie beruhigt und befriedigt er in dieser Nacht zum ersten Male wieder seit langer Zeit einschlief, sie wäre selbst am glücklichsten darüber gewesen.

Christine verbrachte die Nacht im Hause Stoewing, wo sie mit jubelnder Freude von allen Seiten empfangen wurde.

Fritz Starck, Susis Gatte, machte wirklich große Augen beim Anblick dieser so weltgewandten, so gar nicht hilfsbedürftigen jungen Dame und behandelte sie mit ganz besonderer Ehrerbietung, denn es imponierte ihm nicht wenig, wie tapfer und erfolgreich sie sich die Jahre über durchs Leben geschlagen hatte.

Onkel Stoewing hatte Christine zum Empfang einfach in die Arme genommen und ihr einen schallenden Kuß versetzt: „Der ist für die Wiederkehr der verlorenen Tochter", meinte er, und dann bekam sie noch einen, „und der ist für die neugebackene Braut."

Damit war die Heimgekehrte auch in diesem Kreise wie ein Mitglied der Familie anerkannt und aufgenommen, was sie mit wohltuender Freude genoß.

Am anderen Morgen stand schon um acht Uhr Henner mit dem Auto vor der Stoewingschen Villa, um die Herrin abzuholen. Christine saß wohl schon mit der Familie beim Frühstück, erwartete jedoch Henner nicht vor zehn Uhr. Werner war ja noch gar nicht da, und so ließ sie dem Chauffeur sagen, er müsse so lange warten, bis Herr Doktor Krüß da sei, der sie auf der Fahrt begleiten werde.

Doch da erschien Henner selbst mit etwas verstörtem Gesicht, er müsse Fräulein Berthold in einer dringenden Angelegenheit gleich sprechen.

Von banger Ahnung erfüllt, empfing sie ihn sofort, und er berichtete ihr mit stockenden Worten, daß ihre Mutter in dieser Nacht verschieden sei.

Regungslos nahm sie diese Nachricht entgegen, und nur ihr weißes Gesicht verriet, was sie jetzt empfand. Kaum vier Wochen hatte die alte Frau in der Freiheit verleben dürfen, und doch hatten weder ihre Liebe noch die sorgsamste Pflege es vermocht, den kranken Körper wieder dem Leben zurückzugewinnen.

Susi näherte sich der Freundin und streichelte ihr die Hände, und ein kleines Händchen stahl sich scheu dazwischen: „Armes Tantchen!" flüsterte das Kinderstimmchen. Da stürzten Christine die Tränen über die Wangen und gaben ihrem Schmerze den erlösenden Weg. So fand sie bald darauf Werner, und noch unter Tränen lächelnd, sagte sie, zu ihm aufblickend: „Wie gut es der liebe Gott doch mit ihr und mir gemeint hat, Werner. Ich weiß, daß sie ganz glücklich gestorben ist und nun die ersehnte Ruhe gefunden hat. Ihr Leben wäre aber eine dauernde Qual für sie geworden, wenn ich wieder hätte abreisen und sie allein hier zurücklassen müssen. Sie hätte diese weite Reise ja nicht mehr machen können. Arme, arme Mutter!" flüsterte sie noch mit zuckenden Lippen und lauschte unterwegs wie ein müdes, vertrauendes Kind, seinen zärtlichen Trostesworten.

Als das Begräbnis der Mutter in aller Stille erfolgt war, erledigte Christine in dem Städtchen ihre wichtigsten Angelegenheiten und übergab dem Pastor Heim beim Abschied eine Urkunde, darin sie dem Waisenhaus das Häuschen in dem Garten als Erholungsstätte zum Geschenk machte und außerdem eine nicht unbedeutende Summe zur Erhaltung des Häuschens und Gartens aussetzte.

Dann endlich konnte sie auch daran denken, die alte, kränkliche Therese zu besuchen, die eine fast kindliche Freude über dies unverhoffte Wiedersehen an den Tag legte. Christine mußte, ob sie wollte oder nicht, eine Tasse dünnen Kaffees mit dem alten Weiblein trinken und erfuhr dabei, wie kümmerlich dies sein Leben verbrachte. Ihre Krankheit hatte fast den größten Teil ihres geringen Vermögens aufgezehrt, und ihre Erzählung endete mit der Klage: „Ja, Christine, das hättest du damals wohl auch nicht gedacht, daß ich einmal im Spittel enden müßte. Und ich habe doch mein Lebtag nichts anderes getan, als von früh bis in die Nacht hinein gearbeitet. Wenn man alt ist, gehört man weg von der Welt."

Ein heißes Mitleid mit dem alten, armen Menschen überkam Christine.

„Nein, Therese, ins Spittel sollen Sie mir nicht kommen!" tröstete sie. „Ich verdanke Ihnen so viel an guten Ratschlägen und Hilfsbereitschaft, als ich noch dumm und unerfahren war, daß es mir eine große Freude sein wird, es jetzt bei Ihnen wettzumachen." Und das Glück der Alten war unbeschreiblich, als sie hörte, daß Christine ihr bis an ihr Lebensende eine monatliche Unterstützung gewähren wollte, die ihr von nun an ein sorgenfreies, bescheidenes Leben sicherte. Noch unter der Türe waren ihre Worte ein einziger Segenswunsch für die scheidende Christine, der es vergönnt war mit vollen Händen geben zu können.

Dann kam der Abschied von den treuen Waisenhausbewohnern, und sie sagte zu der geliebten Schwester Marianna: „Nun komme ich Euch jedes Jahr besuchen. Und, liebste Schwester Marianna, es wäre mir eine unendliche Freude, wenn Sie einmal zu uns nach Kanada kämen. Schreiben Sie mir, wann ich Ihnen Ihre Fahrkarte schicken darf, und Sie sollen auf die allerbequemste Weise hinüberkommen."

„Wer weiß!" lachte die Schwester. „Vielleicht werde ich wirklich eines Tages reiselustig."

Noch ein inniger Händedruck Christinens: „Sie sollten es nicht zu bereuen haben!"

Gegen Mittag traf sie mit Werner wieder in Hamburg ein, wo sie nun erst einmal in aller Ruhe ihr eigenes Schicksal besprechen wollten. Von Miß Dobbs war die Antwort auf ihr Telegramm eingetroffen. Es lautete kurz und bündig: „Hätte dich für vernünftiger gehalten, aber wenn es durchaus sein muß, meinen Segen zu allem. Erwarte euch mit Freuden."

Und nun hieß es erst einmal den Eltern erklärlich machen, daß Werner beabsichtige, mit nach Kanada zu reisen, da Christine dort nicht wortbrüchig werden könne. Die Mutter war außer sich, als der Sohn es ihr allmählich beigebracht hatte.

Inzwischen saß Christine bei dem Vater und legte ihm ihre ganzen geschäftlichen Verhältnisse klar, dabei betonend, daß sie ihre Arbeit dort nicht aufgeben könne, und daß Werner in kurzer Zeit sich dort eine Stellung schaffen könne, wie es ihm hier kaum möglich sei.

„Alles recht schön und gut, mein Kind", entgegnete da Krüß, „aber auch mein Geschäft könnte eine tüchtige Kraft vertragen. Und wenn Werner schon Kaufmann werden will, so hätte er doch zu allererst in seines Vaters Geschäft die Möglichkeit dazu."

Da blinzelte ihn Christine ironisch an: „Willst du dich zur Ruhe setzen — Nein — also, was soll denn da Werner tun? In meinem Geschäft fehlt der Mann als Oberhaupt, und wenn wir zum Beispiel unsere beiden Firmen zusammenlegen würden, so, daß wir ein Haus in Hamburg und du eines in Kanada hättest? Wie gefiele dir der Plan?"

Lauernd beobachtete sie das Gesicht des alten Herrn. Sie hatte lange gemerkt, wo ihn der Schuh drückte. Nämlich, daß sein Geschäft in den letzten Jahren bedenklich zurückgegangen war und nur eine gründliche Hilfe geschaffen werden konnte, wenn auf irgendeine Weise genügend Kapital in die Firma kam.

„Das ist keine schlechte Idee, Christine", sagte er mit verhaltener Stimme. Es kostete ihn Mühe, seine Freude über ihren Vorschlag zu verbergen. Das war ja doch sofort sein Einfall gewesen, als sie am ersten Abend den geschäftlichen Betrieb ihrer Firma in Winnipeg geschildert hatte. Das konnte allein ihm noch Rettung aus seiner betrüblichen Lage bringen, dachte er.

Da stand sie auf und bot ihm die Hand: „Abgemacht, Vater", sagte sie wie ein echter Geschäftsmann. „Die Firma Krüß und die Firma Dobbs werden noch heute ein gegenseitiges Handelsabkommen unterzeichnen. Einverstanden?"

Da packte er sie bei beiden Schultern und sagte mit lachendem Gesicht: „Du bist ja ein ganz famoses Mädel und ein fixer Geschäftsmann dazu! Alle Wetter, du greifst zu, wenn's lohnt!"

„Na — ob das hier gerade lohnt?" zwinkerte sie ihm mit spitzbübischem Gesicht zu und huschte schnell hinaus, ihren Werner suchend, um ihm das Einverständnis des Vaters mitzuteilen. Die Mutter mußte sich schweren Herzens der Übermacht fügen, doch gelobte ihr das junge Paar, daß sie jedes Jahr einmal zum Besuche herüberkämen.

Wenige Tage darauf feierte man im Hause Krüß die Hochzeit Werners mit seiner Christine im kleinsten Kreise. In der Hamburger Gesellschaft hieß es, daß der junge Krüß

eine immens reiche Amerikanerin geheiratet habe und nun mit ihr nach Kanada reise, um ihre Reichtümer und Besitzungen selbst zu verwalten. Er wurde viel beneidet, besonders von den wenigen, die das Glück hatten, Christine persönlich kennen zu lernen.

Der Tag der Abreise rückte heran, und die Eltern Krüß, sowie Susi mit der kleinen Christine brachten das junge Paar zum Schiff. Tröstend sprachen Werner und Christine auf die weinende Mutter ein, nur mühsam Worte findend, die ihr strahlendes junges Glück verbergen sollten vor dem Schmerz der Mutter. Vater Krüß, der in der letzten Zeit auffallend frisch und lebensfroh dreingesehen, blickte jetzt auch betrübt auf den scheidenden Sohn und die ihm so liebgewordene Schwiegertochter. Er fuhr sich mehrmals mit dem Taschentuch über den borstigen Schnauzbart, um seiner Bewegung Herr zu werden.

„Daß Christine aber auch nicht hier bleiben wollte — es hätte sich doch gewiß jemand dort gefunden, der für sie eingesprungen wäre", meinte Frau Krüß jetzt noch einmal klagend, als könne sie die Beiden noch im letzten Augenblick zur Umkehr bewegen.

Die Eltern hatten bereits das Schiff verlassen, das sich nun langsam in Bewegung setzte, und das junge Paar rief ihnen eben das letzte Lebewohl zu. Vater Krüß aber nahm seine Frau unter den Arm und sagte:

„Das konnte Christine nicht tun, liebe Beate. Es wäre pflichtvergessen gewesen. Ihr ganzes Leben war bisher eine einzige große Pflichterfüllung. Und auf diesem Wege dürfen und können wir sie nicht irre machen!"

——: Ende. :——

Der Kavalier.

Skizze von **Frank Stoldt.**

Sie hatten ihn in Tapachula den Buschapostel getauft, und wirklich machte er diesem Namen in mancher Beziehung Ehre, obgleich er sonst auf den gewöhnlichen Namen Schröder hörte. Wie er so neben mir durch die mexikanische Sumpfsteppe am Stillen Ozean ritt und sein langer Vollbart im Winde wehte, mußte ich an seinen Beinamen denken und lächeln.

Seine Ranch lag einige Meilen von der Bahn ab, die vom Isthmus von Tehuantepek nach der Guatemalagrenze an der Küste entlang fährt. Grassteppe, Sumpf, Gestrüpp, Dornbusch und vereinzelte Palmengruppen wuchsen auf dem größten Teil seines Landes, das unmittelbar an die dem Ozean vorgelagerten Lagunen grenzte, und machten es wohl zu einem idealen Jagdgebiet, aber weniger geeignet für eine Pflanzung, wie sie Schröder hier vor zwölf Jahren angelegt hatte. Freilich, er selbst mochte sich wie ein kleiner König vorkommen, wenn er auf seinem Gebiet stundenweit als unumschränkter Herr reiten konnte.

„Sagen Sie, Schröder, wie kommt es, daß Ihr altes Blockhaus auf der Ranch alle Revolutionen und Unruhen überdauerte, wo im Umkreise doch alles niederbrannte und kein Stein auf dem anderen blieb?"

Er sah mich von der Seite an. Der freundliche, heitere Mann war plötzlich ernst geworden.

„Ja", sagte er, „auch uns wäre es so ergangen, als Zapatas Mordbrenner hier durchzogen, wäre nicht der Kavalier gewesen."

„Der Kavalier?" fragte ich verwundert.

Er nickte. „Der Name mag Ihnen sonderlich klingen, aber wir haben ihn seither immer so genannt. Lassen Sie uns etwas zurückbleiben!"

Vor uns ritt Schröders Frau. Wir zügelten die Pferde und ließen sie hundert Meter Abstand gewinnen. Sie sah sich auch nicht nach uns um, sondern sang vor sich hin, als ob wir nicht durch die dunstschwüle, mexikanische Dornensteppe ritten, sondern durch einen frühlingsklaren deutschen Morgen. Ihr Lied klang leiser, als sich der Abstand zwischen uns vergrößerte. In Schröders Erzählung klang nichts hinein als der Hufschlag der Pferde und das Janken des Lederzeuges.

„Es war im zweiten Jahr des Weltkrieges, den ich, wie Sie wissen, schon in Mexiko verlebte, als ich eines Tages an der Eingangspforte meiner Ranch ein verkommenes Subjekt traf, das mich halb verhungert und verdurstet in deutscher Sprache anbettelte. Es war ein entlaufener Matrose, der in Salina Cruz von einem amerikanischen Dampfer desertiert und in das Land hineingestrolcht war. Es war noch niemand ungespeist aus meinem Hause gegangen, und so nahm ich ihn auf. Er war kein angenehmer Gast. Er war innen so unsauber wie außen. Verstehen Sie, was ich meine? In einem Elendsquartier der Großstadt aufgewachsen, hatte er sein weiteres Leben zwischen Kneipe und Gosse geteilt. Man kann nicht mitten im Unrat leben, ohne selbst schmutzig zu werden. Sonst müßte man ein Heiliger sein, und das war Kutschke wirklich nicht. Oh, nein! Er war von einem fanatischen Haß beseelt, und selbst darin blieb er noch klein und kläglich. Er war eben ein armseliger Mensch ohne inneren und äußeren Halt. Es war nichts Tragisches an ihm. Er spie mit kleinlicher Gehässigkeit die Schimpfworte aus, gegen die Besitzenden, die nur Ausbeuter seien, gegen die übergeschnappten „Gebildeten" und auf den Polizeistaat Deutschland. Er gebrauchte schlimmere Ausdrücke.

Ich hätte ihn gern in den Busch zurückgejagt, aus dem er kam. Aber das ging nicht. Da draußen wäre er bald verhungert. Wir besaßen hier infolge der feindlichen Hetzpropaganda nicht viel Freunde, und so gefühllos der Mestize oder Indianer gegen Tier und Pflanze ist, ebenso gefühllos läßt er den Hungernden am Weg verenden. So behielt ich Kutschke im Haus, obwohl er dessen Frieden störte. Aber das Reden hatte ich ihm verboten.

Wir waren in ziemlich niedergeschlagener Stimmung, denn ein halbes Jahr vorher war meine Schwägerin an der Malaria erkrankt und innerhalb weniger Tage gestorben. Meine Frau erholte sich von dem Verlust sehr schwer. Sie hatte sich nach spanischer Art aus den Bildern der Verstorbenen eine Art Altar gebaut, den sie zusammen mit dem indianischen Dienstmädchen jeden Morgen mit Blumen schmückte und vor dem sie dann eine kurze Weile in Gedanken an die Tote zubrachte. Ich ließ sie gewähren. Sie konnte nicht schnell vergessen.

Um diese Zeit kamen Zapatas Mordbrenner. Wir sahen und hörten sie von Norden heranziehen. Wir hörten von den Greueltaten, die sie begingen, und sahen von der Hügelkuppe da drüben, wie die Brände der Ranchhäuser näher und näher an uns heran rückten. Wir hatten früher daheim vom Elend des dreißigjährigen Krieges gehört. Hier war es nackte Wirklichkeit geworden. Wie ein unabwendbares Verhängnis, wie ein Schicksal zog es auf uns zu. Bald würde es uns ereilen. So bereiteten wir die Flucht vor, und eines Abends brachen wir nach unserem Zufluchtsort oben am Berge auf. Es war eine Höhle, in die wir Wertsachen und Mundvorrat geschafft hatten, um den Sturm über uns hinbrausen zu lassen.

Es war eine dunkle, gewitterschwüle Nacht, als wir uns auf den Weg machten. Oben vom Hügel sahen wir den Feuerschein, als die Ranch unseres Nachbarn in Brand gesteckt wurde. Wir schliefen in dieser Nacht nicht. Wir lagen eng zusammengekauert auf unseren Sätteln und horchten hinab in die Ebene. Wenige Stunden später ging das Gewehrfeuer um unser Haus herum los. Wir wunderten uns, denn wir hatten weder Waffen noch Leute zurückgelassen. Es schien aussichtslos, sich gegen die großen Banditenscharen zu verteidigen. Erst beim Morgengrauen merkten wir, daß Kutschke fehlte. Er mußte nicht mitgekommen sein. Während des ganzen nächsten Tages flackerte noch ab und zu das Gewehrfeuer in der Gegend unserer Ranch auf; erst am Nachmittag wurde es still. Am Abend flammten die Brände schon weiter südlich. Das Unwetter zog ab. Was mochte es bei uns angerichtet haben? Noch eine Nacht lagen wir dort oben in der Höhle. Als wir im Morgengrauen des dritten Tages weithin nur noch schwache Rauchfahnen sahen, stiegen wir wieder zur Ebene hinunter. Ich ritt mit meiner Frau voraus.

Auf dem Ranchplatze und Hof herrschte Totenstille. Das Haus stand noch, wenngleich sämtliche Fensterscheiben zertrümmert waren und die Außenwände zahlreiche Kugelspuren zeigten. Von Zerstörung war sonst nicht viel zu sehen. Tisch und Stühle, alles war vorhanden. Die Bilder hingen noch an der Wand.

Vor dem Schrank, auf dem die bekränzten Bilder meiner toten Schwägerin standen, lag eine zusammengesunkene Gestalt. Es war Kutschke. Blutüberströmt, von vielen Schußwunden bedeckt, längst kalt und starr. Als wir ihn aufhoben, knitterte in seiner Hand ein halb zerrissener, beschmutzter Briefbogen, auf dem verwischt und undeutlich zu lesen stand:

„— — ich wollte mit ihnen verhandeln, aber die Kerls wollten auch die Bilder herabreißen. Sowas tut kein Kavalier — —"

Bei dem „r" des letzten Wortes war dem Sterbenden die Feder entglitten. Was er uns sonst noch schreiben wollte, wissen wir nicht.

Auf dem Tisch stand das offene Tintenfaß. Neben den Fensterläden lagen verstreut leere Patronenhülsen und die Jagdflinte, die ich ihm einmal gegeben hatte, damit er sich wenigstens mit dem Schießen von Wild seinen Unterhalt verdiente. Er war der einzige Verteidiger unseres Hauses gewesen.

Wir haben ihn dann draußen an der Lagune begraben, wo man auf den blauen Ozean sieht. Denn wenn er auch

im Leben nicht viel Gutes gewirkt hat, so zeigt doch sein Tod, daß auch in ihm der unsterbliche Wille lebte, gut zu sein und gut zu handeln. — Meine Frau weinte um ihn."

Schröder schwieg. Vorn leuchtete durch den Busch der silberne Schimmer des Meeres, und nach wenigen Minuten sahen wir die Wellen auf den Strand schäumen. Vor uns war Schröders Frau vom Pferd gesprungen. Vor einem schlichten, aus Palmenstämmen gefügten Kreuz lag ein einfacher Felsblock. Sie nestelte langsam die Rose los, die sie an der Brust trug, und legte sie darauf.

Der Blick über das Wasser war weit und frei. Nur in der Ferne ragten flimmernd die Umrisse einer kleinen Insel in der Mittagssonne, schimmernd wie der Strand einer jenseitigen Welt.

Erinnerungen an Walter Flex.

Zum 40. Geburtstag des Dichters am 6. Juli 1927.

Von Bernita=Maria Moebis.

Gott legte des Himmelreichs Schlüssel
in deine Mutterhand;
es wob deine heilige Liebe
ein wunderfeines Band
des Segens um jede Stunde,
bis alle Unrast schwand,
und fromm aus der schenkenden Güte
dein Kind den Heimweg fand!
Bernita=Maria Moebis.

Für Walters, des jungen Dichters, Werden charakteristisch war das frühe und bewußte Ringen nach Vollkommenheit und Selbstverleugnung in tiefem sittlichen Ernst. Es wuchs heraus aus seiner lauteren Frömmigkeit. In solchem Werden liegen immer die Keime zu schweren inneren Kämpfen, zu mancherlei Fallen und Wiederaufstehen, zu mannigfachem Verlieren und wieder von vorn Anfangen. Stunden bitterer Herzensnot ließen den Ringer klagen:

„Ich fühle tief, daß ich verstoßen bin
aus allem, was ich war, und ich verzage!"

Aber aus dem Verzagen wurde bei ihm nie ein Verzagen; die Stunden, die ihn in Tiefen führten, die trugen ihn auch zu Höhen, und seine Bitte: „Lebensquell, o tu dich kund!" fand Erfüllung über Erfüllung. —

Daneben wurden ihm Zeiten geschenkt, in denen er, wie alle schöpferischen Naturen, von heißer, inbrünstiger Freude ganz durchschauert wurde. Im „Klaus von Bismarck" lodert es empor:

„Kennst du die Lust, in eigner Glut zu glühen?
Das ist die Stunde höchsten Menschenglücks,
wenn unser ganzes Ich zur Fackel wird,
vor der die graue Alltagsumwelt jäh
in dunklem Feuer aufglüht und uns flutend
ihr tiefstes Leben zeigt, das tiefverborgne. —
— — — — — — — Wer sich selbst
je so als Fackel in allmächtger Hand,
in unsichtbarer Götterfaust gefühlt,
durchscheinend, brennend, aus sich selber lodernd,
der kennt das tiefe Glück der reichen Welt!"

Das ist eine der großen Lebenswirklichkeiten; aber unlöslich verbunden bleibt damit eben auch ein tiefes, tiefes Auskostenmüssen von allem wilden Weh der Welt, — und Walter Flex ist nichts davon erspart geblieben. Er war auch nicht der Mensch, der sich etwas ersparen wollte!

In diesen Jahren war die Mutter seine treuste Freundin. Frau Margarete konnte schweigen und abwarten zur rechten Zeit; sie wußte ganz genau, daß ihre Kinder ganz von selbst den Weg zu ihr fanden ohne irgend ein Drängen und Forschen, und sei es noch so verborgen und leise. Sie konnte aber auch liebe Worte finden, wenn ihr Walter zu ihr kam und wußte manches verworrene Gedankengewebe leicht und lind zu entwirren und zu lösen. Soviel gütiges Auflauschen und Verstehen war in ihr, auch soviel Glauben an das reine Wollen, das sich da vor ihr auftat, oft noch verschüttet unter Drang und Not, oft sich selbst noch unbewußt! Tiefes Miterleben baute wieder und wieder goldene Brücken vom reichen Herzen der Mutter zu der reifenden Seele des Sohnes. Einmal, nach einer ernsten Aussprache, beugte sich der junge Mensch über die Hand seiner Mutter und küßte sie in stiller Ehrfurcht: „Ich danke dir, Mutter!" „O, Walter!" sagte Frau Margarete tief bewegt, „wenn die Mütter den Söhnen nicht mehr vertrauten, was wäre die Welt noch wert!"

Sie war eine Mutter voll Herzenstrost und tiefer Weisheit der Liebe; durch Reichtum und durch Wirrsal des Lebens verstand sie mannigfache Wege zu weisen und zu finden. „De profundis!" sagte ihr Walter einmal verkämpft, „aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir!" Die Mutter erwiderte ernst: „Mein Sohn, wollen wir es uns nicht auch einmal so übersetzen: aus den Tiefen rufe ich, Herr, zu dir, aus den tiefsten Tiefen meines Herzens, aus Tiefen, die wohl manchmal wie verschüttet scheinen, die aber doch immer wartendes Land sind für dich, mein Gott! Aus diesen Tiefen, die von dir gesegnet werden wollen, schreie ich zu dir; du kannst alle Leere füllen und alle Sehnsucht stillen. Sieh, Walter, in unsern dunklen Stunden wird das Ackerland freigelegt, in dem Gottes Saat erstarken kann. Wenn Sein Pflug nicht tief greift, wächst nimmer goldnes Korn!"

Nie wird der Mensch ganz ermessen können, was sie ihrem Sohne Walter gewesen ist, und wie stark und entscheidend sie das Werden des Dichters beeinflußt hat. Das kleine Buch, aus dem dieser Abschnitt entnommen und das seinem Bruder Martin zu eigen gegeben ist, kann und will der Entwickelung Walter Flex', der Entfaltung einer so vielseitigen Dichterpersönlichkeit, nicht gerecht werden; die Aufgabe würde seinen Rahmen sprengen. (Wer Gottes Fahrt gewagt. Bilder und Schicksale aus dem Hause Flex von Bernita=Maria Moebis. 181 S. mit Bildern. Ernte=Verlag, Hamburg. Leinen RM 4,80. In kurzer Zeit ist dieses erlebte Buch zu einem Lieblings= und Lebensbuch der werdenden und kämpfenden deutschen Jugend geworden; jeder Deutsche, der Walter Flex kennt und schätzt, wird mit Freuden nach diesem Erinnerungsbuch greifen. Die Hoffnung haben viele aus dem Buch genommen, daß ein Volk, in dem es solche Häuser gab und gibt, nicht dem Untergange verfallen sein kann. — Die Schriftltg.) Nur das möchte ich anklingen lassen, daß in seiner Kinderheimat, in der innigen Verbindung mit dieser Mutter, die Brunnenstube all seiner Kraft lag, der Mutterboden für alles, was er als Mensch und Dichter war und wollte. Als seine tiefe Liebe und Verehrung in zarten Liedern sang und klang, da dankte er Frau Margarete:

„Doch braucht auch meine Seele zum Gelingen
des Sonnenflugs, daß sie auf ihren Schwingen
den reinen Tau der Mutterliebe fühlt!"

Und in seiner Kanzlertragödie bekennt er ihr durch den Mund des sterbenden Klaus von Bismarck in heiligem Ernst:

„O, Mutter, — Mutter, — Mutter, — ja, — —
du verstandst mich immer — — —!"

Narben in Versen.

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen.

War nicht einmal alles dieser Mund
Sinnlich=rot, wortgläubig, wild=gesund?

Und doch kam für alles eine Stunde,
Wo es Wunde wurde, brennendheiße Wunde.

Wunden harschen ein zu kühlen Narben,
Wenn die heißen Schmerzen stöhnend starben.

Ach, wie viel Vergessenheiten träumen
Zwischen narbenschmaler Verse weißen Säumen,

Säumen, die einst Lippen einem Munde,
Die einst blutige Ränder einer Wunde!

Lustige Rundschau

* **Wie der Mensch sein Geld verdient.** Der Schauspieler — spielend! — Der Lastträger — im Schweiße seines Angesichtes! — Der Ruderer — im Handumdrehen! — Die Somnambule — im Schlafe! — Der Luftschiffer — im Fluge!

* **Aha.** „Ihre Frau hat also ein Stoffwechselleiden, Herr Huber." — „So, jetzt weiß ich auch, warum sie alle vierzehn Tage ein neues Kleid will!"

* **Kindliche Unschuld.** Der kleine Fritz hatte von seinen Eltern gelernt, daß man vor der Mahlzeit immer ein Tischgebet sprechen sollte, um Gott dem Herrn für das tägliche Brot zu danken. Als die Sommerferien begannen, reiste er mit seinen Eltern in einen Badeort. Als sie dort in einem Hotel die erste Mahlzeit einnahmen, begann Fritz sogleich ohne Tischgebet zu essen. — „Aber Fritz, du vergißt ja das Tischgebet," sagt die Mutter mit mildem Vorwurf. — Fritz antwortet verwundert: „Aber Mutter, heute bezahlen wir ja."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.